

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

28.4.1929 (No. 17)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 17



28. April 1929

Wilh. G. Detering / Rate, rate: was ist das?

Die Liebe zum Rätsel lebt seit alten Zeiten und unverfälscht im Volke und erfreut uns alle von Jugend an. Schon in der Schule singen die Knirpse: „Auf unserer Wiese geht was, wadet durch die Sümpfe . . .“ Oder das märchen-schummrige Lied: „Ein Männlein steht im Walde . . .“, und sie haben ihre Freude an der naheliegenden Auflösung. Daheim im Familien- oder Freundeskreise, wenn Rätselspiele an der Reihe sind, betrachtet sich einer einen möglichst unscheinbaren Gegenstand im Zimmer und fragt dann: Rate, rate, was ist das? 's ist kein Fuchs, es ist kein Haf; es ist — gelb. (Und er meint vielleicht die Türklinte.) Wer es errät, kommt selber an die Reihe und darf Fragen stellen, bis ein anderer ihn ablöst. Dann geht es an schwierigere Probleme, man gerät in Eifer, jeder will mal den übrigen etwas „aufgeben“, bis man den Verstand genügend getummelt hat. Als Schleifsteine des Denkvermögens haben die Rätsel zweifellos eine nicht zu unterschätzende Bedeutung und sind alte Beispiele für die modernen „Denksport-Aufgaben“. Man lernt dabei im Spielen.

Schon in der Mythologie und Volkskunde fällt dem Rätsel eine wichtige Rolle zu. Erinnert sei an die kniffligen Fragen in der Edda und in den Märgen, an das Rätsel Simsons und an das der Sphinx.

Die Gattung des Rätsel-Liedes, die wir oben mit den beiden Kinderliedern berührt haben, ist im Deutschen nicht allzu häufig. Bekannt ist das von dem Ritter, der dem Mägdelein die Ehe verspricht, das seine Rätsel beantwortet.

Er fragt: Und was lernt ein Mädchen ohne Müß?

Sie antwortet: soll bald erraten sein; ich werde mich bemühen zu sein euer Weibelein.

Der Vogenschütz am Himmel zielt immer und trifft nie und lieben lernt ein Mädchen ohne Müß.

So durch viele Strophen hindurch. Zum Beispiel:

Welches Wasser ist ohne Fisch?
und welches Haus ist ohne Tisch?

Antwort: „Das Wasser in den Augen ist ohne Fisch,
das Vogelhaus ist ohne Tisch.“

In den litauischen Volksliedern spielt das Rätsel eine größere Rolle. Das Freiburger Wochenblatt von 1820, das in jeder Nummer Rätsel brachte, druckt z. B. folgendes litauische Rätsel-Lied:

Als die Mutter jüngst mich schalt,
sprach sie: Geh hinaus zum Wald,
hole mir, bei Wohl und Weh,
Wintermai und Sommerhnee.

Vergebens trit und sucht die Tochter draußen, bis der Hirte sehen das Gelöbniß der Liebe ihr hilft:

Geh zum grünen Tannenhai,
brich dir ab ein Zweiglein,
sprich zur Mutter ohne Scheu:
Tannengrün ist Wintermai.

Geh zum bernsteinvollen Strand,
schöpfe mit der Rosenhand
Wellenschaum von blauer See:
Wellenschaum ist Sommerhnee.

Dann und wann werden größere Volkskreise von einer wahren Rätsel-Leidenschaft erfaßt, wie wir es seit wenigen Jahren an der Vorliebe für das Kreuzworträtsel erleben, ohne das keine illustrierte Zeitschrift mehr zu denken ist. Eines unserer Wochenschriftenblätter glosierte diese Zeitmode zutreffend, als es eine Menschenansammlung zeichnete, die geduldig vor einem Schalter steht, weil jeder sieht, daß der Beamte gerade mit einem Kreuzworträtsel beschäftigt ist. Dafür hat man Verständnis und wartet gerne bis Anno Dubat.

Zu Hebels Zeiten war in Karlsruhe das Gesellschaftsrätsel stark im Schwang. Kaum trafen sich ein paar Bekannte im Wein- oder Kaffeehaus, schon legte einer ein neues Rätsel vor, das er selber ausgedacht oder irgendwo aufgeschnappt hatte, so wie heute mancher es kaum erwarten kann, bis er einen neuen „Witz“ an den Mann bringt.

Der „Witz“ spielt ja auch bei der Auflösung vieler Rätsel eine große Rolle. In der Übereinstimmung gewisser Eigenschaften sonst gänzlich verschiedener oder entgegengesetzter Begriffe liegt der Reiz des Verhüllens, dem nachher das Vergnügen der Auflösung entspricht. (Vgl. Aus Hebels ungedr. Papieren Sg. v. Längln.)

Im Kreise Hebels war es eine Zeitlang Gepllogenheit, im „Bären“ eine Flasche Klingelberger „auszuraten“, statt sie auszuknobeln oder herauszuwürfen. Etwas geistvoller war die Hebelsche Methode schon, beteiligten sich doch allerhand Köpfe an dem munteren Spiel: z. B. der Botaniker Hofrat Gmelin, der Kirchenrat Sander, der spätere Minister Winter. Auch im Drechslerischen Kaffee und später im Museum wurde zum Qualmen der Tabakspfeife der Rätselgöttin eifrig geopfert. In diesen Kreisen hörte und erzählte Hebel auch viele der kleinen Schnurren und Anekdoten, die er für den „Kafender“ verwendete und später im „Schachkästlein“ veröffentlichte. Und für seinen Stammtisch reimte er die meisten seiner nicht immer gleich wohl geratenen, sondern gelegentlich an den Haaren herbeigezogenen Rätsel, die, rund zwölf Duzend an Zahl, in die späteren Ausgaben seiner Werke Eingang fanden. Die verschiedenen Abarten des Rätsels wie das Anagramm (das Verschlebungsrätsel) und die Charade (das Silbenrätsel) wurden eifrig gepflegt, wo nicht so sehr der Begriff als das sprachliche Bild oder ein Wortspiel das Material der Einkleidung liefern.

Die Zeitungen, Zeitschriften und Kalender hatten, wie heute noch, ihre regelmäßige „Rätsel-Ecke“. Ja, sie brachten für ihre humanitisch gebildeten Leser sogar lateinische Logogryphe (Buchstabenrätsel) und Palindrome (Rücklauf-Worte wie Otto, Rebel). Zum Beispiel setzte das oben genannte Freiburger Wochenblatt 1820 in Nr. 2 seinen Freunden folgendes vor:

Vox decet in vultu juvenemque bonamque puellam,
Versa virum decet, aut nascitur in nemore.

Zu deutsch etwa: Schmücken soll es das Antlitz des Jünglings und lieblichen Mädchens, rückwärts gelesen den Mann; auch wächst es im schattigen Hain. Die Auflösung ist, natürlich wieder lateinisch: rubor = Röte; robur = Stärke, Eiche.

Daß solche Rätsel immer wieder auftauchen, dafür gibt der Wiener Universitätsprofessor und große Rätselfreund Robert F. Arnold einen Beleg, der obiges Rätsel folgendermaßen fasste:

Vornwärts nenn ich in Latiums Rede die Bierde des Mannes,
rückwärts im selben Latein Bierde der züchtigen Frau.

Das Publikum überschüttete die Zeitungen mit Einsendungen von Rätseln, so daß der Stoff nie ausging. Es war natürlich auch

117 22
 allerhand Unbrauchbares darunter. Unser „Freiburger Wochenblatt“ 1820 machte sich den Spass, einen solchen komisch geratenen Beitrag als „Witzprobe“ abzufragen (in derselben Nr. 2, die das lateinische Palindrom enthält). Es heißt da:

Zur Ergözung der Leser wollen wir eine der sinnreichen Charaden, wie wir deren fast täglich erhalten, als Probe wörtlich hier einrücken:

Mein Erstes das in Flucht zurücke weicht,
 bringt Pein, doch läuft kein Blut aus Wunden;
 durch's Zweite wohl, es heilt und wundet leicht,
 drum dient es Kranken wie Gesunden —
 wird überdies recht gut erfunden,
 wenn es sich äusserst stark entzundet.

Da der Abdruck nicht gleich erfolgte, schickte der Verfasser die Auflösung in folgendem herrlichen Sendschreiben:

„Hochzuverehrendster Herr! Ich muß vermutlich Ursache sein, daß die Charade von mir nicht erscheint, weil ich außer acht gelassen, die Auflösung „Strebscheer“ beizusetzen. Ueberflüssig finde übrigens zu erklären, da es wohl einleuchtet; will aber bloß berühren, daß schon öfters sah, was Glühendes, sei es Eisen etc., mit Scheer abschneiden; dann zeigten sich auch wieder gekochte Krebse recht rot. Wenn ich in der Folge mit so etwas auszuwarten die Ehre habe, werde gleich das Aufschlüsselwort bemerken.“

Es war auch später noch lange ein beliebtes Gesellschaftsspiel, Charaden als lebende Bilder zu stellen. Ich erinnere mich aus meiner Pennaltzeit eines solchen Vorganges. Da sah eine junge Dame an einem Tisch, vor sich eine Schüssel Kompott, in der Hand einen Löffel, mit dem sie dem und jenem der Zuschauer winkte. Das Ganze sollte heißen: Komm an ich Mus (= Kommunismus). Oder es stand weiter nichts da als ein mit Speisen und Teegeschirr bedeckter Tisch. Auflösung: Es-Deetisch = aetisch. — Ohne Katalauer geht's nicht immer, und ist's wohl auch bei Hebel und seinen Freunden nicht gegangen.

Dieß hatte während seines Karlsruher Aufenthaltes (1805) seinen Mittagstisch im „Erbrinzen“; aber die unsinnige Rätsel-Mode vertrieb ihn von dort; freilich traf er es auch im nächsten Gasthaus nicht besser, denn dort wurden heute die Erbrinzen-Rätsel vom Tag vorher serviert.

Gerade in politisch unruhigen Zeiten flüchtet sich der Geist aus Ablenkungsbedürfnis in solche Spielereien des Verstandes und Witzes. So macht es unser Geschlecht, und zwar nicht bloß in Deutschland, sondern noch viel mehr in England und Amerika, von wo ja die Crossword puzzles stammen; so war es, um innerhalb unserer Pfähle zu bleiben, bei Hebel und seinen Freunden.

Wenn einmal das Rätseltieber gepackt hat, der ist immer auf der Lauer, ob er irgend einem Gegenstand, Wort oder Begriff eine Handhabe zu geschickter doppeldeutiger Verhüllung abgucken kann, um damit seinen Mitmenschen das Vergnügen der Enthüllung zu bereiten oder auch sich selber, wenn er bei der Lösung sich an ihren Mienen und ihrem Lachen weidet. Es ist eine reizvolle Beschäftigung, sich die Entstehung dieses oder jenes Rätsels anzumalen.

So mag es wohl gewesen sein, da sah der Herr Prälat Hebel gemächlich beim Sonntags-Kaffee und neben der Kanne lagen die duftigen, mürben Brezeln. Wie er sich eine holt, um sie in die Schüssel zu tunken, schaut er sie nochmal an, und wuppisch packt ihn der „Geist“; er greift flugs zur Feder und schon fließen die Verse auf's Papier:

Der arme Tropf hat keinen Kopf,
 das arme Weib hat keinen Leib.
 Die arme Kleine hat keine Beine;
 sie ist ein langer Darm.
 Doch schlingt sie einen Arm
 bedächtlich in den andern ein.
 Was mag das für ein Weiblein sein?

Da werden die Freunde zu knochen haben, bis sie diese Ruß auf haben! Er reibt sich schmunzelnd die Hände und verwendet das

Rästel für den „Rheinländischen Hausfreund“ 1808. Aber mit der Auflösung macht er es den Kalenderlesern gar nicht so leicht. Er versteckt sie nämlich in die Erzählung „Sonderbare Wirtsgasse“, Seite 34, wo das Wort ein wenigisperirt gedruckt ist.

Aus seinem Pfarrers-Dasein quillt folgende heiter-schillige und leicht humorvolle Sonntags-Betrachtung:

Da kommt ein Knabe gegangen
 mit klingenden Glocken behangen,
 sagt: Mühsigang heisse ihm Pflicht.
 Und was ihm die Brüder mit Darben,
 mit Mühe und Sorgen erwarben,
 verzehrt er im leckern Gericht.
 Sonst schön wie ein Engel und heilig dazu,
 und dennoch mißgünst er dem Pfarrer die Ruh.

Und sein eigener Name in Verbindung mit der Rästel-Mode, der er so eifrig huldigte, inspirierte ihn zu dem Zweizeiler:

Ich helfe Risten laden,
 doch mach ich auch Charaden.

Schiller, Goethe, Körner, Uhland, Mörike, Rückert und andere haben uns ebenfalls Rästel-Gedichte hinterlassen. Goethe hatte wohl gerade einen Tag mit Zahnweh hinter sich, als er diesen Kate-Reim schuf:

Die besten Freunde, die wir haben,
 die kommen nur mit Schmerzen an;
 und was sie uns für Weh getan,
 ist fast so groß wie ihre Gaben.
 Und wenn sie wieder Abschied nehmen,
 muß man zu Schmerzen sich bequemen.

In Gozzis „Turandot“, die einen persischen Märchenstoff dramatisiert, hängt von der Lösung der drei Rätsel, welche die Prinzessin aufstellt, das Schicksal ihrer Bewerber ab, ähnlich wie von den drei Rästchen im „Kaufmann von Venedig“. Als Schiller die „Turandot“ übersehte, dichtete er für jede Weimarer Aufführung drei neue Rätsel, und auch Goethe stellte ihm eines zur Verfügung. Man kann von diesem Ereignis (Anfang 1802) den Ursprung des modernen deutschen Kunsträtsels ableiten, dem nachmals so viele seine Köpfe gehuldigt haben.

Wer eine vortreffliche Zusammenstellung dieser z. T. entzückenden und reizvollen Kunsträtsel des 19. Jahrh. kennen lernen will, der greife nach der Sammlung von Rob. F. Arnold, „Der Rästgarten“*). In einer unterhaltamen, feinsinnigen und feinkühnreichen Einleitung, der wir manchen Fingerzeig verdanken, findet man über Wesen, Psychologie und Geschichte des Rätsels und der Rästel-Poesie eine Fülle aufschlußreicher und treffender Angaben. Es folgen dann die reich ausgestatteten Gruppen der eigentlichen Rätsel, der Homonyme, Anagramme, Charaden usw. und damit kostbare Proben geistreicher und schön gereimter Formulierungen, zu denen außer den oben genannten Dichtern noch Platen, Dehner, Paula Dehmel und viele andere beigetragen und nicht zuletzt der Herausgeber selber, der auf diesem Gebiete ein staunenswerte Virtuosität entfaltet ebenso wie sein 1917 verstorbenen Kollegen, der Wiener Universitätslehrer Franz Brentano.

Das Büchlein bietet vortreffliche Gelegenheit zur Übung des Scharfsinnes. Um diesem sein Spiel recht lange zu lassen, sollte man sich beherrschen und nicht allzu rasch nach dem beigefügten Blatt mit den Lösungen schauen, das zur Erleichterung solcher „Epidens“ vielleicht in Spiegelschrift gedruckt werden könnte.

Zum Schluß unserer Betrachtung geben wir noch einmal Hebel das Wort mit einer Charade auf diese selbst:

Die Erste findet ihr in jeder Schar.
 Ad! so ruft die Zweite immerdar
 den Scheidenden, wenn sie uns lieb gewesen.
 Das Ganze habt ihr eben jetzt gelesen.

*) Wien, Oesterreichischer Bundesverlag für Wissenschaft und Kunst.

N. Krauß / Schwäbischer Literaturbrief

Mit einer kleinen „Variationen“ betitelten Gedichtsammlung (Stuttgarter Buchdruckerei-Gesellschaft m. b. H.) tritt Erwin Vareis zum erstenmal auf den Plan.

„Ich trug zu dir mein Herz in beiden Händen,
 Als wär's der Leib des Herrn, das Sakrament;
 Du Teufelin, die keine Tempel kennt,
 Du nimmst es, um das Heiligste zu schänden.“

Aus Kreuz der Liebe hast du es geschlagen,
 Durchbohrt mit Argwohn, Lust und Hohn.
 Gib mir die Dornenkrone noch zu tragen —
 Vollende meiner Liebe Passion.“

Diese Verse sind für den Dichter bezeichnend, dessen Lyrik auf Entsagung gestimmt ist. Nirgends gelangt er aus der Dumpfheit zu einem fröhlichen Sieg über das Leben, das schwer auf ihm zu lasten scheint. Er findet deshalb auch keine frohlockenden Töne; alles heiter Spielerische liegt seiner strengen Muse fern, die fast mit innerer Notwendigkeit in die Vision eines Totentanzes ausflingt. Aber Vareis läßt sich nicht an der billigen Nachahmung bewährter Muster genügen, sondern schöpft aus Eigenem.

Der den Lesern dieser Literaturbriefe wohlbekannte Otto Heuschke hat zum ersten Male seine Gedichte — vermutlich nur in Auswahl — gesammelt: „Der weiße Weg“ (Alexander

Fischer, Verlag in Tübingen). Es sind der Zahl nach nicht allzu viele, aber jedes einzelne hat Gehalt und Gewicht. Sie entstammen einer reichen Gedankenwelt und sind von zartem und innigem Gefühl getragen, das Leidenschaften weder steigern noch entstellen. Aus enger Verbundenheit mit Landschaft, Natur, Weltall schöpft der Dichter seine Freuden wie den Mut, des Lebens Ungemach zu überwinden. Statt weiterer Worte die nachstehende Probe:

Schlaflied.

Schlafe, Kind, schlafe ein!
 Schon nehmen die goldenen Sterne
 Ueber dunklen Wald ihren Weg,
 Schon klingen silberne Ketten durch's Zimmer,
 Es nahen die Engel und singen dich ein —
 Schlafe, Kind, schlafe ein!

Schlafe, Kind, schlafe ein!
 Soll nicht Kummer dich quälen,
 Falte die Hände, den Himmel zu bitten,
 Daß er in schöne Träume dich wiege,
 Daß er dir sende die Engel, dich in die hängenden Gärten
 zu tragen —
 Schlafe, Kind, schlafe ein!

Schlaf, Kind, schlaf ein!

Es wartet dein ein Blüthengarten zart und bunt,
Am Brunnenrand wollen die munteren Delphine
Zum neckischen Spiele dich laden,
Im grünen Holze wartet dein ein braunes Reh —
Schlaf, Kind, schlaf ein!

Der selbe Heuschke figurirt auch als Herausgeber einer Anthologie „Junge deutsche Lyrik“ (bei Phil. Reclam jun., Leipzig). Die zahlreichen Dichter und Dichterinnen, die dazu beigetragen haben, können hier nicht einzeln namhaft gemacht oder gar gewürdigt werden: nur der Gesamteindruck soll festgestellt werden. Und da tritt ein Wiederaufleben der alten lyrischen Stoffe und Formen unter Ueberwindung der expressionistischen Krämpfe in erfreuliche Erscheinung. Da zeigt sich, daß die Wunden der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit zu vernarben beginnen. Die wilden Klänge erregter Hochspannung und leidvollen Niederdrucks haben sich bei den kurz vor oder nach der Jahrhundertwende Geborenen in beherrschtere und feinstere Akkorde aufgelöst. Darüber unterrichtet uns der Herausgeber in seinem eindringlichen Vorwort des näheren.

Die „prominenten“ schwäbischen Dichterinnen haben sich dieses Jahr an kleineren Gaben genügen lassen. F. S. L. K. u. z., die nunmehr fünfundsechzigjährige, hat „Uniere Carlotta“, eine ältere, mehr realistische Novelle aus dem italienischen Volksleben, mit einer neuen, hochromantischen namens „Sollnone“ zu dem Bändchen „Der Ruf des Pan, zwei Geschichten von Liebe und Tod“ (bei Rainer Wunderlich, Tübingen) zusammengespinn. Sollnone, zu deutsch Löwenfönne, ist die Bezeichnung der Italiener für die Hundstube. Wenn die sommerliche Glut über der Campagna brüht, gehen Gespeniter um und fordern ihre Opfer. Was an dieser Erzählung uns fesselt, ist weniger die etwas mühselig vergangene und Gegenwart verkoppelnde Handlung als der Stimmungsreiz des italienischen Schauplatzes, mit dem die Dichterin aufs innigste vertraut ist. — Auguste Supper hat zehn neue Kurzgeschichten zu einer Sammlung vereinigt, deren Titel „Auf alten Wegen“ (bei R. Wunderlich, Tübingen) verschiedene Deutungen zuläßt. Gehen die Menschen, von denen sie erzählt, alte Wege? Oder etwa die Dichterin selbst? Gewiß auch sie. Immer wieder lockt es sie, absonderlichen Menschenkindern Herz und Nieren zu prüfen und namentlich aus scheinbar völlig verwilderten und verwahrlosten den guten Kern herauszuschälen. Und immer wieder reizt es sie, die dichten Schranken unserer Körperlichkeit, wie sie sich ausdrückt, zu durchdringen. Ihre Geschichten sind so voller geheimnisvoller innerer Erlebnisse, die an okkulten Dingen rühren, ja das Wunder streifen, daß nicht das Geschehen selbst die Hauptsache ist, sondern das, was dahinter steckt. — Anna Schieber wartet mit einer ihrer liebsten Kindergeschichten auf: „Der Zeitungsboh“ (mit Originalholzschnitten von Marisa Welsch, bei D. Gumbert, Stuttgart). Alt und jung läßt sich gerne von dem tapferen kleinen Helmut berichten, der in Abwesenheit des Vaters dem seinen, hilflosen Mütterchen beisteht, sich mit dem barsüchtigen Zeitungsbohnen anfreundet und schließlich selbst dessen Amt übernimmt, bis der glücklich Heimgekehrte ihn der Pflicht überhebt, das Familienoberhaupt zu spielen.

Von der Supper beeinflusst oder doch ihr wesenverwandt ist Gustav Weißhardt, nur daß es ihn nicht gelüftet, durch einen Spalt hinter den Schleier zu gucken, der das Ueberirdische vom Irdischen trennt. In seinen vier Erzählungen „Wolkenschatten“ (Duell-Verlag, Stuttgart) zeigt auch er „Leut“: Stiefkinder der Schöpfung, an denen er das menschlich Anziehende mit gutem Blick herausfindet. Derselbe Verfasser wartet mit einem Bauern-drama „Die Hardthofbäuerin“ (Burg-Verlag G. m. b. H., Stuttgart) auf. Inhalt: Die Kinderlosigkeit der Bäuerin und die Sehnsucht des Bauern nach einem Erben zerbrechen die früher glückliche Ehe, so daß sich die Frau selbst aus dem Wege räumt, um einer andern Platz zu machen. Glückliche Stoffwahl, sichere Führung der Handlung, saubere Charakterzeichnung und schlagkräftiger Dialog wirken zu einem erfreulichen Ergebnis zusammen; das Stück ist um so willkommener, als an derartigen ernsthaften Volksschauspielen im Dialekt so gut wie nichts vorhanden ist.

Während Weißhardt in seinen „Wolkenschatten“ das schwäbische Idiom nur für den Dialog verwendet, hat G. A. Freudenberger seine „Heiteren Geschichten aus Heilbronn und Stuttgart“ (bei Eugen Salzer, Heilbronn) ganz in der Heilbronner Mundart geschrieben. Es sind lustige Schnurren und Schwänke von gesundem Humor zuehend, der als Selbstzweck dient. — „Bilder und Gedanken“ veröffentlicht Karl Stirner unter dem Titel „Es wird alle Jahre wieder recht“ (Schwabenverlag A.-G., Zweigniederlassung Ellwangen a. J.). Anspruch auf hohe Darstellung und Wortkunst erhebt das Büchlein ganz und gar nicht. Stirner plaudert in buntem Wechsel über alles, was ihm gerade am Herzen liegt oder durch den Kopf geht. Aber er tut es auf so ungeschminkt lebenswürdige Weise und wirft auch seine bescheidenen Versteine so naturhaft frisch hin, daß man ihm und seinem freundlichen Optimismus gut werden muß. Die beigegebenen zeichnerischen Einfälle, teils in Buntdruck, harmonieren mit dem Text aufs schönste; Stirner ist ja in erster Linie Maler und Poet nur im Nebenamt.

Nun zu den Dichtern der Vergangenheit! Da ist die neue einbändige Ausgabe von „Hölderlins Werken“ des Leipziger Verlags Hesse und Becker, die trotz fast lächerlich billigem Preis an Eleganz der Ausstattung nichts zu wünschen läßt. Sie bringt alles Notwendige: die Gedichte, unter verständigem Ausschluß

wertloser Bruchstücke, vollständig, das Empedokles-Drama samt dem Entwurf „Empedokles auf dem Aetna“, den „Hyperion“, die Sophokles-Uebersetzungen. Durch gemeinverständliche Einleitungen und Anmerkungen führt der Herausgeber Karl Duenzeler den Leser in des Dichters Wunderwelt ein. — Die von Wilhelm Ruz besorgte zweibändige Ausgabe der „Dichtungen“ Christian Wagners (Verlag von Ad. Bonz u. Co., Stuttgart) hat mit den „Gedichten und Zyklen“ ihren Abschluß gefunden. Auch diesmal wieder schaltet der Herausgeber mit dem vorhandenen Material ganz nach eigenem Gutdünken, löst die Zusammenhänge der Wagnerschen Sammlungen und schafft neue, bessert an feiner manchmal freilich besserungsbedürftigen Versen. Wer den alten Wagner trotz aller seiner Schwächen und Mängel lieb gewonnen hat, wird sich mit dieser Neugestaltung nicht leicht befreunden. Wer aber durch Ruz' Ausgabe den Warmbronner Dichter erst kennen lernen will, wird, von keinem Vergleich beeinflusst, das Gebotene dankbar hinnehmen. — Die von umfassendem Wissen zeugende Schrift von Heinz Otto Burger „Schwäbische Romantik“ (Tübinger Germanistische Arbeiten, W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart) enthält eine Studie über Heinrich Köstlin, einen früh als Dichter verstümmten Mitläufer des Tübinger Romantikerkreises, auf Grund seines Nachlasses, ferner wertvolle Darlegungen über Uhlands und Kerners Weltbild sowie eindringende Betrachtungen über deren Dichtungen und Dichtweise. Burger gibt nicht nur genaue philologisch-ästhetische Einzeluntersuchung, sondern bemüht sich darüber hinaus, die Fäden fest untereinander zu verknüpfen und die behandelten Dichter in das allgemeine Geistesleben ihres Zeitalters einzuordnen. — Zum Märkte-Kreis leitet seines vertrauten Jugendfreundes Ludwig Bauer tomischer Roman „Die Ueberschwunglichen“, den die Gesellschaft der Märktefreunde als 6. und 7. Band ihrer Schriften und als 2. und 3. Band von Bauers Werken mit einer zuverlässigen und aufschlußreichen Einführung ihres Vorsitzenden H. W. Rathen und schön drucken ließ. Man kann da fast von einer Notwendigkeit sprechen, weil die Originalausgabe vom Jahre 1836 eine große buchhändlerische Seltenheit geworden ist. Und der barocke Humor der die deutsche Kleinstaaterei verurkundenden Zeitfatale wird auch die belustigen, welche die zahlreichen Anspielungen auf politische, kulturelle und literarische Verhältnisse nicht mehr verstehen. — In diesem Zusammenhang muß nochmals des vielseitigen Otto Heuschke gedacht werden, der aus Wilhelm von Humboldts geistesgeschichtlichen Aufsätzen als „Leine Schriften“ desselben (bei Phil. Reclam jun. in Leipzig) mit glücklicher Hand eine Auswahl getroffen und in einem Nachwort Leben, Wesen und Wirken des Verfassers klar umrissen hat.

Eine höchst verdienstvolle Leistung haben wir in dem „Deutschen Namenbuch“ (Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz u. Co.) des württembergischen Professors Josef Karlmann Brechenmacher zu erblicken. Hält der Verfasser auch im ganzen deutschen Sprachgebiet Umschau, so liefert ihm das oberdeutsche doch naturgemäß das Hauptmaterial. Er hat im Laufe langer Jahre aus Urkunden- und Aktenwerken sich eine onomatologische Handbücherei angelegt, die er nun gesichtet, geordnet, gearbeitet hat. Gegen 12 000 Familiennamen sind in dem Bande verzeichnet und gedeutet. Eine Darstellung der Vornamen, ihres Ursprungs und ihrer Bedeutung geht voraus; diese Grundlage mußte geschaffen werden, da doch eine große Anzahl von Familiennamen auf Vornamen zurückgeht. Die etwas bequeme Methode, von solchen so ziemlich alles schwer Erklärbare abzuleiten, die heute im Schwang ist, macht Brechenmacher nicht mit. Er gibt in zahlreichen Fällen eigene, vom Landläufigen abweichende Erklärungen. Es liegt in der Natur der Sache, daß vieles zweifelhaft, unsicher, ja undeutbar bleibt, daß nicht selten Konkurrenz zwischen verschiedenen gleich berechtigten Möglichkeiten besteht. In klarer und übersichtlicher Weise, durch Tabellen unterstützt, wird die Gliederung der Familiennamen in große Gruppen vorgenommen, als da sind: die aus altdeutschen Vornamen entstanden, die von nichtdeutschen Taufnamen herührenden, die (örtlichen) Herkunftsnamen, die Hausnamen, die Vaternamen, die Eigenschaftsnamen, die von Beruf und Amt, die Necknamen und Uebennamen, die (vormiegend imperativischen) Saznamen. Mit dem wissenschaftlichen Charakter seines Werks verbindet Brechenmacher pädagogische Zwecke, und er hat es verstanden, den Stoff so zu behandeln, daß jeder Gebildete dadurch leicht belehrt und angenehm angeregt wird.

Von landschaftlichen Schildereien verlangt man heutzutage, daß sie dichterisch beschwingt und beseelt sind. Diese Bedingung erfüllt Ludwig Finckh, der unermüdlige Lobredner seiner geliebten Heimat am Schwäbischen Meere, getreulich auch in seinem neuen Büchlein „Sonne am Bodensee“ (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart). Anmutige Landschaftsbilder wechseln mit hübschen Szenen aus dem vielgestaltigen Leben, das sich an, in und über dem Wasser entfaltet. Und es ist ganz in der Ordnung, daß der Dichter auch im eigenen Heim an der Höri-Halbinsel einkehrt und dort mit seiner munteren Kinderschar Weihnachten feiert. — Eine nicht minder erfreuliche Erscheinung: „Der Neckar. Ein Lebensbild von Alf. Paquet zu 40 Zeichnungen in Kupferstichdruck und 15 Textbildern von Joach. Lutz“ (bei F. Hörning, Heidelberg). Dem Neckar, diesem „wunderbaren Zynl der Hügelandschaft“, der den schwäbischen Volksstamm mit dem fränkischen verbindet, an dem Württemberg und Baden rechtmäßigen Anteil haben, und von dem Hessen ein schönes Stückchen mit Wimpfen usurpiert hat — ihm hat der Dichter Alfons Paquet eine so lebendige Schilderung gewidmet, daß er wohl von einem „Lebensbild“ reden dürfte.

Romantik und moderner Industrialismus haben sich gleichermaßen an den Ufern des Flusses angesiedelt. An altertümlichen Reichstädten wie Nottwil, Reutlingen, Ehlingen, Heilbronn, an den ehrwürdigen Bildungsmittelpunkten Tübingen und Heidelberg geht sein Lauf vorüber; an seinem Ursprung liegt die rasch aufstrebende, Uhren fabrizierende Stadt Schwenningen, an seiner Mündung der große Handels- und Hafenplatz Mannheim. Das alles und zwischen dem Gewaltigen das anspruchlos Liebliche enthält uns des Dichters Wortkunst, die doch nur der Auftakt zu des Graphikers Bildkunst ist. Sein feiner Zeichnenstift läßt liebliche Landschaften, alte Städte und Städtchen mit ihren Gassen und Wirtshäusern, ehrwürdige Dome und stolze Burgen, mit sicherem malerischen Blick erfaßt, vor unseren Augen erstehen, und der Verlag hat für eine über jedem Lob stehende Reproduktion, teilweise in Dreifarbendruck, Sorge getragen.

Ein Stuttgarter, Dr. Manfred Schneider, der sich durch seine italienischen und spanischen Wanderfahrten bereits als berufener Reiseschriftsteller ausgewiesen hat, beschreibe uns nun auch das Land, das heutzutage so vielen Deutschen, die es sich aus guten Gründen anerkennen, das faszinierende Italien zu meiden, zur Befriedigung ihrer Sehnsucht nach südlichen Himmelsstrichen dient. „Durch Dalmatien bis zu den Schwarzen Bergen“ (Walter Hübner,

Verlag Stuttgart). Mit Vergnügen begleitet man den kundigen Führer auf seinen Land-, Meer- und Inselfahrten. Er hat es sich nicht etwa so bequem wie die Mehrzahl gemacht, ein paar Wochen im altberühmten Ragusa, das jetzt Dubrovnik heißt, zu verweilen und von dort aus die üblichen Ausflüge zu unternehmen. Hat vielmehr sich der Mühseligkeit unterzogen, jenes Land, das durch Jahrhunderte Spielball und Kampfziel fremder Mächte gewesen, in dem sich darum romanische, türkische Kultur mit der einheimischen wunderbar mischt, Mohammedaner mitten im christlichen Slaventum sitzen — jenes merkwürdige Land kreuz und quer zu durchstreifen. Ueber Geschichte und Kunstgeschichte unterrichtet das Buch, läßt Dome und Moscheen, verfallene Paläste und Festungswerke vor unseren Augen aufstehen, führt uns zu der sippigen Vegetation Dalmatiens, weist uns in Sitten und Bräuche seiner bunten Bevölkerung ein. Es ist ein angenehmes Erinnerungsbild für alle, die das Land kennen gelernt haben, und für die anderen ein Leitmittel, es kennen zu lernen. Zugleich förderlich für die Vorbereitung und nützlich als Handbuch für die Reise selbst, zumal da in einem Anhang allerhand praktische Winke gegeben sind. Die 63 Illustrationen, nach künstlerischen Bildern von Frau Schneider aufgenommenen Photographien ausgezeichnet reproduziert, lassen den schmucken Band vollends begehrenswert erscheinen.

Margarete Wittmers / Vorfrühling

Der Wald steht schon so aufgelockert da
Und läßt das Blau in alle Adern fließen.
Die Vögel flügeln anders durch die Luft
Als gestern, und die feuchten braunen Wiesen
Haben so etnen sammetweichen Schein,
Als sehnten sie sich, blühend aufzubrechen;
Und Frühlingslilien, silberblühend, stehen
Die Weiden an den frostsprunghaften Bächen.

O jetzt nicht sterben! Nicht, bevor dies Blau,
Das täglich reicher wird, sich ganz gefüllt!
Nicht, eh' die Weidenkätzchen dort am Hang
Den ganzen runden Silberjammt enthüllt.

O sterben nicht, bevor das erste Blatt
Die fetne, herbe Buchenknospe sprengt,
Und eh' ein Schmetterling zum erstenmal
Ins tiefe Gelb sich der Narzisse senkt!

Benno Müttenuer / Der alte Reinhard

Wenn man alt wird, an Jahren, nicht an Geist und Gemüt, so hat man, auch ohne den Dichter in sich zu behelligen, den jungen Geschlechtern hier und da etwas zu erzählen, wovon selbst die Forscher in den Büchern der Zeit nur gelegentlich verflüchtete Bilder erfassen, während es den meisten, trotzdem es nur ein alltägliches Erlebnis ist, klingen mag wie Märchen aus uralten Zeiten, aus Zeiten, die den genannten meisten vorkommen, wie durch Jahrhunderte von ihnen getrennt und die doch unserer noch erlebt hat. Die bekannten Großväter- und Großmüttererzählungen der Literatur sind hierfür ein Beleg, wenn auch meist ein allzu sentimentalisiertes.

Aber ein ernstes und gar nicht sentimentalisiertes Stück deutscher Kulturgeschichte steckt in den Erinnerungen, die heute plötzlich in mir aufgetaucht sind und die ich ohne tendenziellen und sonstigen romantischen Beigeschmack erzähle, da ich wohl weiß, daß die neue Zeit nicht wieder die alte werden kann und darf: in meinen Erinnerungen an den alten Reinhard.

Wer etwas von mir weiß, dem ist vielleicht nicht unbekannt, daß ich aus einer alten Gerberfamilie stamme, dort hinten im alten Franken, das ich gern das fränkische Hinterwäldl nenne, so in der Gegend zwischen Tauber und Jagst. Denn der alte Reinhard war von Osterburken, das wohl jedem im Ohr liegt, nicht sowohl wegen des Römerkastells, das man vor wenigen Jahren dort aufgefunden hat, als eben weil es eine vielgenannte Zweigstation ist auf der Bahn zwischen Heidelberg und Würzburg.

Mein Dorf mit unserer Gerberei dranhin am Haselbach einsam in stillem Wiesentälchen lag ziemlich weit abseits davon; den noch verging kein Vierteljahr, oder auch viel weniger, daß der Herr Reinhard, so wurde er allgemein genannt, nicht bei uns vor sprach. Und noch heute klingen mir die Worte meiner guten Mutter im Ohr: „Ah, grüß Gott, Herr Reinhard, lassen Sie sich auch wieder einmal blicken, es ist schon lange her, daß man Sie nicht gesehen hat.“ Damit schob sie ihm den besten Stuhl an den Tisch und holte dann ein Krüglein Wein aus dem Keller und stellte Brot und geräucherter Schinken dazu. Und dann hörte man auch die Flamme auf dem Herd prasseln und ein wunderbarer Kaffeeduft durchzog verheißend die Wohnräume.

Ich war damals so an die 6 Jahre und schweigend auf der Wandbank sitzend, betrachtete ich mir immer wieder mit lebhaftem Interesse die fremde und dennoch wohlbekannte Gestalt des alten Reinhard oder des Herrn Reinhard, wie man ihn allgemein nannte, der behaglich den röllichen Landwein schlürfte, aber des Brotes und Schinkens nur spärlich genoß, dann aber zum Kaffeefisch sein Pfeisichen anzündete und mit der Mutter, die sich zu ihm gesetzt hatte, vom Handwerk sprach und von den Meistern auf zwanzig Stunden im Umkreis und ihren Söhnen und Töchtern, die er alle kannte.

Ich selber schaute nur. Der langschöpfige braune Tuchrock, aus der Wiedermeiermode her, gab dem Mann in meinen Augen eine gewisse Bornehmtheit. Daß der Rock wohl ziemlich abgetragen und wahrscheinlich geschenkt war, sahen meine Kinderangen nicht; wohl aber behielten sie scharf und deutlich im Gedächtnis die mehrfach umschlungene schwarzseidene Halsbinde, eigentlich Halsstuch, mit dem Schlüpfchen der beiden spitzen Enden und übergeschlagene

nen weißen Hemdkragen, nicht angeknüpften, sondern in ein Stück mit dem Hemd, und besonders den Kopf darüber: nämlich unter den kurzgehaltenen, schneeweißen Haaren — der Mann mochte hoch in den Siebzigern stehen — ein glattrasiertes, sehr sorgfältig rasiertes und über und über tiefrottes Gesicht. Es mochte zweifach geherbt sein, vom Handwerk und vom Wein. Denn wie die Dichter, lieben die Gerber den Wein, wenn auch aus verschiedenen Gründen. Die einen, um damit in ihrer Phantasie den Staub wegzuschwemmen von den Dingen des Lebens, überhaupt von den Erdendingen, daß sie für diese ihre Phantasie reiner und glänzender werden, und die anderen, die Gerber, weil sie allzu viel von dem feinen Staub der Gerberlohe schlucken müssen, der dann hinuntergespült sein will durch einen häufigen guten Trunk, und so mag aus einem Gerberhaus wohl ein Dichter stammen.

Damit hing vielleicht noch eine andere Eigentümlichkeit des Herrn Reinhard zusammen, den übrigens mein Vater, wenn er dazu kam, nicht mit Herr Reinhard anredete, sondern einfach mit Reinhard und auch ohne Gegenseitigkeit, mit vertraulichem „Du“, aber alles in großer Freundlichkeit und aufrichtigen Erkundigungen nach seinem Wohlergehen. Ja, die andere Eigentümlichkeit: Zu dem Kaffee stellte die Mutter nach allgemeiner Sitte auch immer einen Kuchen. Den berührte der Reinhard nie. Er sprach dann von seinem schwachen Magen, der Buttergebäckenes nicht vertrug. Von diesem schwachen Magen sprach er überhaupt gern, wie einer, der wie selbstverständlich erwartet, daß man ihm nur delikate Dinge vorsetzt, worin er sich denn auch gewiß nur selten getäuscht sah.

Und wer war er? Ein ausgedienter Gerbergesell war's, ein „Arbeiter“, wie es heute lautet. Auf zwanzig Stunden im Umkreis von Osterburken gab es wenige Gerbermeister, bei denen er nicht zeitweilig in seinem langen Leben in Arbeit gestanden hätte. Aber nicht nur diese, auch die andern besuchte er jahraus, jahrein, und wie er aufgenommen wurde bei seinem „Vorpruch“, erhielt aus dem Vorausgegangenem.

Es gab damals keine Invalidenfürsorge und keine Altersversorgung, aber es gab die Kunst. Er gehörte zu ihr und sie betrachtete ihn als ein Glied von sich und so behandelte sie ihn. Nur als nackte Tatsache und ohne jeden tendenziellen Nebengedanken sei das gesagt.

In zwanzig Stunden im Umkreis, sagte ich. Man wird darin heute keinen solchen Gerbergesellen mehr finden, aber auch kaum mehr einen Meister. Sie sind längst aufgefressen von den Lederfabriken in den großen Städten. Nur als nackte Tatsache und ohne jeden tendenziellen Nebengedanken sei das gesagt.

Ob aber in dem genannten Umkreis es noch eine Seele gibt, außer mir, die sich an den alten Reinhard erinnert oder gar von ihm spricht? Ich glaube es kaum. Aber dazu hat Gott eben die Dichter geschaffen, daß sie, indem sie dichten oder Geschichte schreiben oder auch nur leben und weben, den sonst verlorenen und versunkenen Dingen ihrerseits ein Gedächtnis schaffen, denn — und nun muß ich sogar einen wundervollen bekannten Vers meines großen Landmannes verschlechtern:

Vieles ja weiß der Mensch und dennoch weiß er nur wenig,
Denn seine Tage sind kurz und kürzer der Menschen Gedächtnis.